

# Erzähler an der Elbe.

Belletr. Gratisbeilage zum „Niesner Tageblatt“.

Nr. 8.

Nies, den 25. Februar 1905.

28. Jahrg.

## Der Uernhof.

Fortsetzung.

Die Augen des Beckenmüllers waren immer größer geworden, nun traten sie rot aus den Höhlen und die Haut ballte sich gegen den Uernbauer.

„Du Hund!“ rief er heiser hervor, „ich will dich küssen lehren, — ich will dich küss machen!“

Er wollte auf den Andern los und hätte ihn auch zu Boden geschlagen, aber Anna warf sich dazwischen.

„Onkel!“ schrie sie, „daß Du ihn nicht anrührst, den Asten, er ist ein kranker Mann!“

Die schwarzen Fledern waren ihr auf die Schultern gefallen, und die grauen Augen starrten jählich zu dem Beckenmüller auf. Sie fürchtete ihn nicht, der da so hinhin mit geballter Faust vor ihr stand und sie mit einem Stoß niederzuschlagen konnte.

„Onkel Fried!“ rief sie erregt hervor, „der Richter mag Dich freigesprochen haben, unser Herrgott spricht seinen frei, der —“

Die zitternden, blauen Lippen sprachen das Wort nicht aus, aber der Beckenmüller packte zusammen. Sein eigenes Gewissen schrie ihn an, daß lieblich nicht mit Geld den Mund stopfen, wie die andern Zeugen, es würde ihn verfluchen seit seines Lebens, ihn grante vor diesem Leben. So auf dem weißen Gesicht des Mädchens stand es geschrieben, was er war.

„Meine Güte!“  
„Nimm Dich in acht, aber ich vergesse, daß Du mein Schwefelkind bist —“ mit diesen Worten rief er das Mädchen ansonst beiseite.

„Vater“, da stand sein Sohn, sein eigenes Fleisch und Blut und bäumte sich auf gegen seine Wut, „ich mein, Du hast dem Uernbauern genug genommen, laß ihm sein Geringes, sein Dreck! Laß und geh!“

Der Aste sah zu dem Jungen hinüber, der sich schweigend vor den Uernbauern und seine Tochter gestellt hatte, als wolle er sie, wenn's drauf anlände, mit seinem Leben besteuern.

„Da, Du willst wohl mit Deinem Onkel gehn und —  
Triner Prant?“ wählte der Müller.

Das Mädchen schrie laut auf bei seinen Worten, als habe er ihm weh getan, und sagte nach der Hand ihres Vaters. Als sie sah, daß er dem Müller antworten wollte, geriet sie ihm in den Schritten. Dann nahm sie die Peitsche und schlug auf die Pferde ein, daß sie in hohen Schüben in den Schnee hineingingen, — einen Augenblick noch, dann war der Schütten mit den Beiden in dem bichten Schneegebirge verschwunden.

Der Beckenmüller stand noch immer drohend vor dem Jungen.

„Bist Du wirklich noch da, Fried?“ fragte er endlich höhnend, aber der ließ sich nicht höhnen, der war von seiner Natur, ebenso eisenschäbig, so hart. Früher hatte er damit gepöbelt, jetzt fürchtete er ihn. Wenn er ihm zu viel tat, zeigte der ihm die Zähne und ging auf und davon. Er hatte ihn nötiger als der ihn. Einem jungen Burschen mit feigen Armen steht die Welt offen! Und für wen hatte er denn gearbeitet? Dießmal mußte er nachgeben, das sah er an dem düstern, drohenden Gesicht

des Jungen. Wie schwer es ihm wurde, es half nichts. „Komm, Fried, laß die Tannäpfel“, sagte er einlenkend, „sollen wir uns hier einschieben lassen? Der Schnee weht und die Spur zu, ich treu' mich auf den Abend.“

Der Junge antwortete nicht, der Tisch packte noch in seinem häßlichen Gesicht, als er sich umschau, sich des Weges zu versichern, bald unschlüssig, ob er folgen sollte. Dann rückte er die Hände tiefer ins Gesicht und ging langsam, aber mit großen Schritten dem Asten nach zur Beckenmühle.

Am andern Tag lag der Schnee fußhoch, Berg und Tal verschneit, alles weiß. Die Bäume und Sträucher beugten sich tief unter ihrer Last zu Erde. Die Sonne hatte den ganzen Tag blendend auf der weißen Decke gelegen, aber die scharfe Kälte nahm ihr die Wärme und Kraft, nun sank sie rot, verglühend hinter die Berge. Nur der Schnee lag noch weiß auf der weiten Fläche. Die großen, grauen Augen des Mädchens da an dem Saum des Uernhofes waren ihrem Schicksal gefolgt! Wie schön die Welt war, die Landschaft, der Uernhof! Auf einmal kühlte sie's, wie sie an der Schwelle stand. Fortmüssen, das alles lassen müssen, wo sie jeden Busch und Strauch, jeden Baum über sich kannte! Dort hatte sie herum gespielt, unter den alten Bäumen vor der Tür, aber andern Menschen würden sie rauschen und blühen, wenn der Sommer kam; alles war immer, nur sie würde es nicht mehr sehen! Dem Aste da übers Moorland, sie meinte ihn im Schnee noch zu entdecken, wie oft war sie heimlich da entlang geschlichen, um sich den Schmutz zu kitzeln. Dort über der Niederung in der Ferne ragte der Kirchturm, sie sah die Kugel anleuchten in der Abendsonne, da unter ihrem Schatten, da schlief die Mutter und die andern auch, die sie gekannt hatte. Die Tränen kamen ihr in die Augen. Das alles lassen müssen — der Mund presste sich schmerzhaft zusammen in dem ersten, wirklichen Schmerz ihres jungen Lebens; der sagte an. Sie lehnte sich an die Erde. Reife Hände der Asten auf ihr dunkles Haar, auf die Schultern, um die sie ein Tuch gezogen hatte; sie merkte es nicht.

„Anna“, wisperte es neben ihr, „Anna“, sie sah nicht gleich auf, und als sie aufblickte, mit den Augen voller Tränen, sah sie in das halb verlegene, gutmütige Gesicht des jungen Beckenmüllers. „Anna“, wiederholte er, „ich mußte hier vorbei und als ich dich sehen sah, da bin ich leise herangefahren. Ich hab' Dir was zu sagen!“

Sie sah an ihm vorbei, um nicht in sein häßliches, ehrliches Gesicht zu sehen und antwortete nicht. „Komm“, rief er wieder an, „ich kann doch nichts dafür, daß der Aste dich was zu leid getan hat, Du brauchst nicht doch nicht böse zu sein?“ Er suchte nach ihrer Hand, aber sie zog sie zurück.

„Laß mich zusehen, Fried!“  
„Anna“, das er wieder, so weich er konnte, sie wollte es nur nicht hören, — man schloß sie laut auf.  
„Nein, dafür kannst Du nicht, aber Du mußt so stumm wie ein Hund, der sich vor einem Tritt fürchtet, Fried! Ich hätte nicht geglaubt, daß Du es mit andern kannst, daß Dein Vater sich hoch und heilig beschworen hat. Das ist auch nicht viel besser als meineidig sein!“

schier mund gerungen im Gebet. Wo war die Hilfe? Nun hand sie auf.

„Was willst Du tun, Anna?“ fragte der Kranke.

„Sehen, wie weit das Wasser steht, Vater.“

„Anna, es ist düster und das Wasser drückt Du nicht. Keinerwegen kann es kommen, ich will am liebsten auf dem Uernhof auch sterben, wo ich gelebt habe.“

„Vater, sie müssen das Wasser ja lassen, die Leute vom Dorf, sie können uns doch nicht ertrinken lassen; sie brauchen ja bloß den Taum höher aufzuwerfen!“

Sie hand schon an der Tür, die Hände in der Hand. Der Aste sagte nichts, er war weit weg mit dem Gedanken.

„Und wenn überhaupt nur das Stau hält, dann ist doch keine Gefahr?“ fragte sie ängstlich, während die großen, grauen Augen in dem Gesicht des Asten forschten.

„Ja, wenn es hält?“ gab er langsam zurück.

Da ließ sie die Tür auf und ließ hinaus. Die Hand da im Sturm, er umschloß sie und wies sie wie ein weiches Kissen hin und her; aber sie hielt ihm stand. Ihre Augen suchten das Dunkel zu teilen. Sie meinte neben sich einen Schein zu sehen und ein unheimliches Kiesel zu hören, das näher kam.

„Wasser!“  
Eine namenlose Angst packte sie.

„Hilfe!“ schrie sie laut auf; wie ein Häßern verhallte es, sie meinte ihre eigene Stimme nicht mehr zu hören. Der Schall brach sich im Sturm und Regen, wie einen kalten Fuß breit weiter und das Wasser drängte in den Hof und ins Haus. Wie eine riesige, graue Fläche lag das Meer und die Wellen. Nun meinte sie ein Licht zu unterscheiden, oben über ihr mußte es sein, auf der Beckenmühle? Der Nebel düstete so! Wie da oben waren sicher vor diesem grauenhaften Element. Sie hatte sie nie beneidet, aber nun schaute sie sich hinan; aber verlangte es sie, die Hand zu erfassen des einzigen Menschen, der sie vor der Wut des Lebens hatte schützen wollen, und sie hatte sie fortgeschoben? Er würde nicht wiederkommen, und wenn er kam, war der Uernhof längst unter Wasser und ihr war alles genommen, Heimat, Vater, Haus und Erde, die Stätte ihrer Kinderspiele und Träume, — alles! Sie wollte es auch lassen, wenn es sein mußte, — aber den Asten, den sie nicht fortbringen konnte, den durfte sie doch nicht lassen, und mit ihm sterben? In ihr siebte alles, die klopfenden Pulse und das junge Blut, das zum Herzen strömte, es verlangte nach Leben.

„Hilfe!“ schrie sie. Was es denn niemanden, der Erbarmen mit der hollenden, wahnwitzigen Todesangst eines Menschen hat? Verschlang dieser entsetzliche Sturm auch das Gebet und Flehen zu dem Gott dort über den Wolken, dessen erbarmende Liebe die letzte Instanz seiner göngstigten Menschenkinder ist?

„Hilfe!“ schrie sie noch einmal.  
Schluß folgt.

### Vermischtes.

Was kostet eine Frau? Seine Frau zu kaufen, ist in vielen Teilen der Welt auch heute noch üblich. Wo diese Sitten in Geltung sind, hat sich in der Regel eine ganz bestimmte, außerordentlich verschiedene Lage für den Preis einer Ehefrau herausgebildet. Eine hübsche merkwürdigen Materials für diese Erscheinung finden wir in einem dieser Gegenstände behandelnden Werke des englischen Ethnologen Westermarck. Ein solcher Kauf ist nicht notwendig ein bloßes Handelsgeschäft; ein Gefühl der Liebe mag in vielen Fällen die Wahl des Käufers bestimmen. Es gilt jedoch überall da, wo dieser Brauch vorkommt, für unpassend, wenn Eltern ihre Kinder ohne

Preis verheiraten. Dieses Gefühl ist besonders ausgeprägt bei den Indianern in Columbia. Bei einzelnen fasthörnischen Stämmen nehmen die Kinder einer Frau, für die kein Geld bezahlt wurde, nicht dieselbe Stelle wie die anderen Kinder ein; sogar die ganze Familie wird gering geschätzt. Der alte hebräische Brauch, ein Mädchen dadurch zur Heirat zu erhalten, daß für den Vater gewisse festgesetzte Dienste geleistet werden, wie dies von Jakob und Laban erzählt wird, ist nach Tr. Westermarck bei den unzivilisierten Rassen Amerikas, Afrikas und des indischen Archipels weit verbreitet. Wenn der Gatte manchmal nicht den vollen Preis zahlen kann, lebt er als Arbeiter in der Familie seiner Frau, bis er mit seiner Arbeit den Rest der vereinbarten Summe bezahlt hat. Der Preis der Frauen hängt von den allgemeinen Verhältnissen des Stammes, von dem Reichtum des Freiers, von dem Rang und den Eigenschaften des Mädchens und von anderen Dingen ab. In Britisch-Kolumbien und auf dem Vancouver-Inseln beträgt der Wert der für die Braut gegebenen Waren 400—800 Mark. In Nord- und Südamerika sind oft Pferde und in Afrika Hindvieh Tauschgegenstände. Kaffeebohnen bringen 5—20 oder 30 Kühe. Die Damaras sind „ein so armes Volk, daß sie oft trotz sich, eine Kuh für eine Tochter zu bekommen“; die Fouta-Neger nehmen eine Ziege; bei den Wangoni gelten zwei Postelle als ein schöner Preis; in Uganda „drei oder vier Ochsen, sechs Rindern oder eine kleine Schafherde“; bei den Somaliden oder Oshalalen eine gewisse Anzahl Kamelkamele; in der Tatarei einige Pferde, Ochsen, Schafe oder mehrere Hund Butter; bei den indischen Hindus „zwei Arde Weis und eine Kaple in bar“; in Timor Elefantenzähne; bei den Bewohnern der Fidschi-Inseln „ein Walfischzahn oder eine Hinte“; auf den Karolinen „Ochsen, Fische und ähnliche Dinge“; auf Samos Kanus, Schweine und ausländisches Eigentum jeder Art, das ihnen in die Hände fällt. Es ist kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß Heirat durch Kauf jemals allgemeiner Brauch der Menschheit war; heute gibt es verschiedene unzivilisierte Völker, die ihre Frauen nicht kaufen. Geschenke können gegeben werden, aber der Gehalt des Kaufes wird zurückgewiesen. Das ist der Fall bei den Kinab von Jesso, bei einem der Stämme auf Analo, bei den indonesischen Wintun, bei mehreren afrikanischen Gemeinschaften, bei den Beddaks, in großem Maße bei den Hottentotten, auf der Kinghill-Gruppe und anderwärts. Sicherlich hat jedoch die Neigung der wilden Völker nichts gegen den Kauf von Frauen einzunehmen. Oft bestehen der Frauenkauf und der Frauenraub, der im allgemeinen als die frühere Stufe in der Entwicklung anzusehen ist, noch gleichzeitig nebeneinander; dann folgt in der Regel auf dem Raub der Frau der Kauf, wie allgemein Tausch auf Raub folgte. Der jüngere Charakter der Heirat durch Kauf erbellt deutlich aus der Tatsache, daß Heirat durch Raub sehr häufig symbolisch noch dort vorkommt, wo es sich in Wirklichkeit um Heirat durch Kauf handelt. In dem Maße, wie die Frau in der Achtung des anderen Geschlechts wächst und ihr Stand an Ehre und Würde gewinnt, hört sie allmählich auf, als bloßer Tauschgegenstand angesehen zu werden.

### Denk- und Sinnenprüfe.

Zum Licht empor mit klarem Blick,  
Die Hornvögel sind, wie ein Ferkel,  
Ein frohes Hest, lühnes Streben,  
Ein schnelles Handeln auch daneben,  
Dann hat das Dasein Freud und Ziel,  
Wer Orzes will, erreicht auch viel.

Druck und Verlag von Sanger & Wietelich, Nies. — Für die Redaktion verantwortlich Hermann Schmidt, Nies.